

Nr. 95. Bromberg, den 8. Mai 1928.

Der Mann, den die Welt nicht sah!

Ein Roman von Traum und Sein

von Hanns Marschall.

20. Fortsetzung.

Jolanthe Marazeth hatte auch Eric Chilton kennen gelernt damals in Mexiko, als der reiche Minenbesitzer auf einige Tage in der Hauptstadt weilte und wie durch einen Zufall in ihrem Hotel wohnte. Lanis Carlson konnte sich noch entsinnen, daß die schöne Frau auf ihn einen unerhörten Eindruck gemacht hatte und wohl überhaupt im Leben dieses reichen Sonderlings, der heute vielleicht vierzig Jahre zählen mochte, die erste Frau war, die sich rühmen durfte, von ihm ein mehr als freundliches Wort gehört zu haben. Aber damals schien Jolanthe Marazeth dem Krösus durchaus gleichgültig gegenüber zu stehen. Vielleicht hatte sie in dieser Zeit wirklich etwas wie aufrichtige Neigung für ihn besessen. Nun, das war jetzt vorbei. Heute schien diese Frau nur ein Ziel vor Augen zu haben: Macht, Reichtum und Ruhm. Ein unersättlicher Hunger, eine Gier nach Sensationen und Geld schien in ihr zu leben.

Und nun stand mit Gewißheit für Lanis Carlson fest, daß Jolanthe Marazeth auch die Reise nach Buenos Aires fortsetzen würde, weil sie hier seiner habhaft zu werden hoffte. Ganz sicher war anzunehmen, daß sie bereits alles in die Wege geleitet hatte, um den reichen Eric Chilton insgeheim zu bewachen. Ob sie noch in Kolombo weilte? — Sicher nicht! Sie hatte die Stadt aller Wahrscheinlichkeit nach schon vor ihm verlassen und war jetzt auf der Reise nach der argentinischen Hauptstadt. Ob sie auch den Seeweg über Kapstadt eingeschlagen hatte? — Zuzutrauen war es ihr. Die Reise ging entschieden am schnellsten.

Lanis Carlson mußte lächeln, als er daran dachte, daß er den Aufruf des Minenbesitzers in weiteren zwanzig Zeitungen und auch anderen Sprachen entdeckt hatte. Wahrlich, Eric Chilton ließ sich den Scherz schon etwas kosten. Aber auf diese Weise mußte alle Welt auf ihn aufmerksam werden. Es war also durchaus nicht geraten, ihn durch eine Depesche zu benachrichtigen, daß er demnächst auf den Besuch Lanis Carlsons zu rechnen hatte. Überdies stand auch nicht fest, ob sich Chilton augenblicklich in seiner Villa in Buenos Aires in der Avenue Vertiz-Palermo aufhielt.

Lanis Carlson berührte fast zärtlich und liebevoll wieder seinen Hut, lächelte vor sich hin und schritt über den großen Platz auf den Konstabler zu. Der fuhr erschreckt auf und blinzelte ihn aus müden Augen an. Dann griff er vorschriftsmäßig an seinen weißen Helm.

„Unangenehm heiß, Mister?" begann er das Gespräch.

„Yes, Sire!" nickte der Beamte, kniff ein Auge zu und ließ mit unnachahmlicher majestätischer Gebärde einen Rolls-Royce passieren. Viel Lust zur Unterhaltung schien er nicht zu haben, aber Lanis Carlson empfand nach all den langen Tagen, da er mit keinem Menschen reden konnte, das dringende Bedürfnis, mit jemand zu sprechen und wenn dieser Jemand auch nur ein geplagter Konstabler am Alfred-Platz in Kapstadt war. Seine letzte Seereise von Kolombo bis hierher hatte er diesmal in aller Zurückgezogenheit zurückgelegt und darauf verzichtet, durch kleine Scherze wie auf dem Bananendampfer die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er hatte es für geraten gehalten, nicht alle Welt wissen zu lassen, welche Reiseroute er jetzt einschlug. Es genügte schon, daß ihm eine Frau auf den Fersen war. Und es genügte weiterhin, daß aus allen Städten der Erde Nachrichten zu lesen waren, daß man ihn zu sehen vermeint hatte.

Lanis Carlson griff in die Tasche und ließ ein englisches Pfund sehen. Es verschwand in der Hand des Konstablers.

„Ist es hier immer so heiß?" fragte er dann lächelnd.

„Immer!"

„Aber sehr ruhig ist das Leben in Kapstadt, finde ich!" —

„Sehr ruhig, Herr! — Wie man's nimmt!" lautete die lakonische Antwort.

Der Konstabler schien auch jetzt noch nicht geneigt, eine eingehende Unterhaltung zu führen. Lanis Carlson ließ sich dadurch nicht beeinträchtigen.

„Das Wasser für die Stadt wird vom Tafelberg heruntergepumpt?" fragte er und sah den Beamten vergnügt an.

Der Konstabler stutzte, ließ sogar einen Augenblick lang den Arm sinken, daß ein Droschkenchauffeur nicht wußte, ob es ihm gestattet war, weiterzufahren und nickte dann: „Vom Tafelberg, Herr!"

„Darum ist das Wasser auch so frisch und klar in dieser Stadt, nicht wahr? — Ich finde, Kapstadt hat überhaupt eine sehr glückliche Lage!"

„Yes!" Der Konstabler sah kopfschüttelnd auf Lanis Carlson und raffte sich endlich zu einer Frage zusammen, strotzend von Scharfsinn und Logik: „Sie sind hier fremd?"

„Doch! Doch! — Es hat den Anschein!" nickte Lanis Carlson.

Der Polizeiinstinkt in dem andern erwachte. „Von wo kommen Sie?"

„Von Kolombo, mein Freund!"

„Sind Sie in Geschäften in Kapstadt?"

„Ja — und — nein!"

Der Konstabler schüttelte den Kopf und sah mi[illegible] gelinden Furcht auf Lanis Carlson. „Ich ver[illegible] nicht!"

„Kann ich mir denken, mein Freund!"

„Wie lange sind Sie in Kapstadt?"

„Seit gestern abend!"

„Mit welchem Dampfer kamen Sie?"

„Wenn Sie das vorsintflutliche Ungeheuer aus [illegible] des Columbus Dampfer zu nennen belieben: Mit der „Natal"!"

Der Konstabler schwieg einen Augenblick und schien sich den Namen scharf ins Gedächtnis zu prägen. Lanis Carlson bemerkte die Anstrengung des Beamten. „Darf ich Ihnen behilflich sein? — Also: „Natal" hieß der Dampfer. Den Namen des Kapitäns kann ich Ihnen leider nicht verraten, aber Sie können ihn sicher im Schiffsbüro erfahren!"

„Und wo wohnen Sie?"

„Im „Europa-Hotel"!" Lanis Carlson lachte. Er hatte zwar in diesem Hotel in der Nacht geschlafen, aber er hatte es vorgezogen, nicht in Erscheinung zu treten. Der Konstabler dachte immer noch nach.

„Nun, ich will Ihnen zu einer kleinen Sensation verhelfen, mein Lieber!" fuhr Lanis Carlson gutmütig fort. Dann wurde er plötzlich ernst, überlegte sekundenlang und setzte hinzu: „Ich sagte Ihnen vorhin, daß in Ihrer Stadt eine lähmende Ruhe herrscht. Vielleicht gelingt es mir, Sie

berühmt zu machen. Vielleicht nennt man morgen oder übermorgen schon Ihren Namen in allen Zeitungen!"

Der Konstabler trat einen Schritt zurück und legte die Stirn in Falten. Lanis Carlson sah es und war schon wieder vergnügt. Er trat dicht auf ihn zu und flüsterte: „Haben Sie schon etwas von Lanis Carlson gehört?"

Der Polizist überlegte: „Ja!"

„Ich meine den Mann, der sich unsichtbar machen kann, wenn er will!"

„Ja! — Aber wir glauben nicht recht daran!"

„Wer ist das: Wir?"

„Wir! — Meine Kollegen und ich! — In den Zeitungen hat viel davon gestanden, daß ein solcher Kerl existiert. Es sollen auch Geheimparolen bekannt gegeben werden, hieß es vor einigen Tagen beim Dienstantritt, aber bis jetzt haben wir nichts weiter gehört von der Sache!"

„Natürlich nicht! — Ich sage ja: Kapstadt ist das langweiligste Nest der Erde!"

„Glauben Sie vielleicht an diesen — — unsichtbaren Mann?"

Lanis Carlson wurde todernst und nickte. „Ich habe bis vor ganz kurzer Zeit auch nicht daran geglaubt, mein Lieber. Aber vor einem Vierteljahr ungefähr, ich war gerade in Kopenhagen, bin ich eines Besseren belehrt worden. Ich habe damals geweint wie ein Kind, als ich erkennen mußte, daß dieser Mensch doch existiert. Sie können sich die Aufregung in Kopenhagen gar nicht vorstellen. Die Minister wagten nicht zu schlafen. Die ganze Nacht hindurch war Sitzung, als die Sache bekannt wurde. Abends wurden Extrablätter verteilt. Die Leute auf den Straßen rissen sich buchstäblich die Sachen vom Leibe!"

Der Konstabler trat abermals einen Schritt zurück. Er runzelte die Brauen und sagte im dienstlichen Ton: „Ich muß Sie ersuchen, mein Herr, weiterzugehen! — Sie hindern den Verkehr!"

„Gern!" lächelte Lanis Carlson. „Aber eine Frage sei mir noch gestattet. Können Sie mir ein Restaurant verraten, in dem man gut und preiswert zu Mittag essen kann?"

„Hotel Europa!"

„Danke!"

Lanis Carlson griff an seinen Hut und trat ein paar Schritte zurück. Dann schaltete er den Kontakt ein und war im gleichen Moment verschwunden. Er blieb stehen und ergötzte sich an dem verdutzten Gesicht des Polizisten.

Der drehte den Kopf nach allen Seiten. Autos kamen vorüber, er mußte die Aufmerksamkeit wieder auf den Verkehr lenken, der zunahm. Jetzt sah er wieder nach der Richtung, in der Lanis Carlson verschwunden war, rieb sich die Augen, riß sie weit auf, schloß sie wieder und setzte das Spiel solange fort, bis ihn ein Wagen beinahe umgerissen hätte. Dann nahm er ein Notizbuch hervor und schrieb einige Worte auf.

Lanis Carlson gelangte unangestoßen über den breiten Platz, schritt durch die schnurgeraden Straßen weiter, vorbei am Kastell bis zum Fort Knockle. Hier erst wieder schaltete er in einem Augenblick, als die Straße leer war, den Kontakt aus und betrat am Kai ein Restaurant.

Er aß gut zu Mittag und wanderte dann wieder durch die Straßen. Als es dunkel wurde, ließ er sich auf einer Bank im Stadtpark nieder und überlegte, was zu tun sei. Zwar hatte er fest beschlossen, die Reise nach Buenos Aires anzutreten, aber es eilte durchaus nicht, von Kapstadt fortzukommen und dann fuhr auch erst in zwei Tagen ein Dampfer, wie er sich heute überzeugt hatte.

Die Nacht brach schnell und unvermittelt herein. Von der großen Mole, die als Wellenbrecher dient und 1200 Meter weit ins Meer hineinreicht, flammte in Abständen das Leuchtfeuer auf. überall brannten Lichter, Autohupen sangen in die laue Nacht.

Lanis Carlson spürte auf einmal eine grenzenlose Müdigkeit und Einsamkeit um sich herum. Die Welt lag so fern von ihm, wie noch nie. Er wußte in diesem Augenblick nicht einmal, daß er noch zu allem Lebendigen gehörte. Wozu besaß er nun die Erfindung? — Um sich von einem Abenteuer ins andere zu stürzen? — Um Unruhe unter die Menschheit zu bringen? — Um rund um den Erdball zu jagen? — Es war kein Ende abzusehen. Und zum ersten Male, in dieser Stunde, da er im Stadtpark von Kapstadt saß, erschien ihm sein Leben wie etwas Verlorenes, das nie wieder einzuholen war. Um ihn herum lebten Menschen, die ein Ziel im Auge hatten. Menschen, die in ihren nächtlichen Träumen und Wünschen vielleicht sich hinaussehnten in ein anderes Leben. Aber war diese Sehnsucht, dieses Hoffen und Wünschen, dieses Träumen und Gleiten zwischen Wachen und Schlafen nicht oft schon die höchste Erfüllung? —

Frauen können am schönsten träumen! ging es ihm durch den Sinn. Frauen können in einem Augenblick wunschlos glücklich sein, weil sie Jahrhunderte umfassen, Zeit und Raum überbrücken und das Bewußtsein der Gegenwart verlieren. Frauen können Königinnen sein, wenn sie es wünschen.

Wünsche, Hoffnungen, Sehnsüchte! Alles lebt Allen. Alles macht sie glücklicher als die Erfüllung selbst.

Ein Liebespaar ging Arm in Arm auf verschlungenen Seitenpfaden vorbei. Er hörte ihre Stimmen. Er hörte ihre Worte der Sehnsucht und des Glückes. Er hörte seine Versprechungen und Zärtlichkeiten. Jetzt standen sie hinter einem Busch. Er lauschte.

„Du!" sagte das Mädchen.

„Du!" antwortete leise der Mann. Nichts als das.

Still war es im Park. Irgendwo rief ein seltsamer Nachtvogel durch die Stille. Fern, ganz fern, schallte eine Autohupe.

Lanis Carlson erhob sich und wollte gehen, aber wie gebannt verhielt er den Fuß. Nannte da nicht jemand seinen Namen? — Und jetzt wieder?

Das Mädchen hatte zu ihrem Begleiter gesagt: „Weißt du, was ich möchte?" — „Nun?"

„Ich möchte Lanis Carlson sein, damit mich niemand sieht auf der weiten Welt! — Dich und mich soll niemand sehen, — unser Glück soll niemand sehen! — Fort möchte ich! — Hinaus mit dir! — In die weite Welt, wo uns niemand kennt!"

Da wandte sich Lanis Carlson ab und hastete mit schnellen Schritten den großen, breiten Straßen zu, auf denen sich das nächtliche Leben abspielte. Ein wilder Taumel erfaßte ihn. Ein Rausch von niegekannter Lebenslust. Eine Sucht nach Abenteuer. Ein Drang, irgendetwas zu unternehmen.

In der Eduard-Street war in einem großen Hause alles hellerleuchtet. Vor dem großen Portal standen zwei Diener in Livree. Vom Parterre bis zum zweiten Stock waren alle Fenster durch dichte Eisengitter gesichert.

Die Straße war taghell erleuchtet.

Lanis Carlson näherte sich dem Haupteingang. Auf einem großen Messingschild, das über die Breite des ganzen Einganges sich ausdehnte, las er die Worte:

„Diamantregie der Union!"

Einen Augenblick noch zögerte er. Die beiden Diener unterhielten sich über ein Vergnügen, an dem sie teilnehmen wollten. Hinter ihnen standen die Torflügel offen. Im Innern befand sich noch eine große Drehtür.

Geräuschlos schritt Lanis Carlson an den beiden Dienern vorbei, hinein in das Haus, in dem Tag und Nacht gearbeitet wurde und in dem alle Fäden des Diamantenhandels zusammenliefen.

Die Drehtür gab seinem Druck nach und bewegte sich lautlos in den Angeln. Die Männer vor der Tür hörten es nicht. Lanis Carlson verfolgte jede ihrer Bewegungen durch die großen Glasscheiben.

Jetzt stand er im Innern des Hauses. Es war eine große Halle, von der nach allen Seiten Korridore sich abzweigten. Ein Portier saß auf seinem Stuhl und war eingenickt. Der Kopf hing ihm vornüber auf die Brust. Er schnarchte in langen gleichmäßigen Atemzügen.

Langsam durchschritt Lanis Carlson die Korridore nach allen Richtungen, studierte eingehend die Schilder auf den einzelnen Türen, ging nach dem ersten und zweiten Stock hinauf und kam endlich wieder in die Halle zurück. Der Portier schlief immer noch. Lanis Carlson entdeckte eine Treppe, die in den Keller führte. Hier unten befanden sich aller Wahrscheinlichkeit nach die großen Safes und feuer- und diebessicheren Stahlschränke, in denen die Ausbeute der Diamantgruben zurückgehalten wurde, bis vom Londoner Diamanten-Syndikat die Preise festgelegt worden waren und Order erging, neue Ware auf den Markt zu werfen.

Hier ruhten die kostbarsten Steine der Welt, die man der Erde entrissen hatte, Steine, von denen ein geheimnisvoller Zauber ausging, der die ganze Welt gefangen nahm.

Brillanten, schimmernde Edelsteine und Gold! waren die Losungsworte der Menschheit.

Ein Lächeln glitt über Lanis Carlsons Gesicht, als er sich abwandte und wieder in die erste Etage hinaufschritt. Hier machte er auf einem langen Korridor vor einer Türe Halt, auf der ein Schild befestigt war mit der Aufschrift: „Cabinet 1: Letzte Sortierung und Karatierung!"

Auf einer Bank ließ er sich nieder und wartete. Langsam nur verstrich die Zeit. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann. Die Türen blieben geschlossen. Undeutlich nur hörte er die Stimmen der arbeitenden Beamten aus dem Zimmer. Es mochte Mitternacht sein, als zwei Herren die Treppe heraufkamen. Sie schritten langsam auf die Tür zu und klopften. Innen wurde ein eisernes Gitter zurückgeschoben, dann erklang das Rasseln verschiedener Schlüssel. — Die Tür wurde geöffnet.

(Fortsetzung folgt.)

Singhalesische Legenden.

Nacherzählt von Dr. Welter Fuchs-Kandy (Ceylon).

König Vijaya und Kuveni.

Die geschichtliche Zeit des untergegangenen Singhalesenreichs auf Lanka (Ceylon) beginnt um die Mitte des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts. Vijaya, der verstoßene Sohn des geschwisterlichen Königspaares von Bengalen, Sinhabahu und Sinhassivali, landete mit 700 getreuen und verwegenen Männern an der Insel, angeblich an demselben Tage, an dem Gautama Buddha in Kusinara starb. Er unterwarf die Hirten- und Nomadenvölker, unter die bisher das Land verteilt war. Alte ceylonische Chroniken berichten, daß der Vormarsch der Eroberer bald nach ihrer Landung in Tamaponi in seltsamer Weise aufgehalten wurde. Bei der Landung selbst war weit und breit kein menschliches Wesen zu sehen gewesen. Als aber Vijaya an der Spitze seiner Leute etwa einen halben Tagemarsch in das bergige Gelände vorgedrungen war, da gewahrte er plötzlich einen Hund, der von einem bewaldeten Hügel her auf ihn zugelaufen kam, ihn in munteren Sätzen umsprang, ihm die Füße beschnupperte und dann wieder über den Hügel zurück jagte.

„Wo Hunde sind, da müssen auch Menschen wohnen", erklärte der Heerführer. Er gebot seiner Truppe Halt und schickte zunächst einen Späher voraus.

Der Mann kam über den Hügel in eine kleine Talmulde, in deren Mitte ein See lag, über und über mit Lotosblumen bedeckt. Der Hund war mittlerweile verschwunden. Von dem langen Marsche spürte der Mann plötzlich Durst und Müdigkeit. Er beugte sich zum Wasser nieder, faltete ein Lotusblatt zur Schale und löschte seinen Durst. Verlockt durch die Kühle und Reinheit des Wassers, kam ihm der Wunsch, sich durch ein Bad im See zu erfrischen. Er warf die Kleider ab, trat in den See und badete. Aber als er sich kurz darauf umwandte, um wieder aus dem Wasser zu gehen, blieb er plötzlich wie gebannt stehen. Vor ihm, am Stamme eines uralten Feigenbaums, lehnte eine fremde Frau, ein junges Weib von hohem Wuchs und einer Schönheit des Gesichts, wie er sie vordem nie gesehen hatte.

Es war Kuveni, die Tochter des letzten Königs der Yakkha und die jetzige Stammeskönigin. Wahrscheinlich hatte sie bereits von der Landung der Fremden Kunde erhalten und war nun in banger Erwartung auf die Botschaft des Mannes herbeigekommen. Es scheint jedoch, daß der Mann, nachdem er die erste Überraschung überwunden hatte, sich nicht so verhalten hat, wie es sich für den Botschafter eines fremden Fürsten gegenüber einer Stammeskönigin ziemt. Jedenfalls berichten die Chroniken, daß Kuveni sich gegen ihn zur Wehr setzen mußte und Leute herbeirief, die den Singhamann überwältigten und fort schleppten.

Inzwischen hatte Vijaya vergeblich auf die Rückkehr des Spähers gewartet. Umgeben von seinen Getreuen setzte er sich daher vorsichtig in Marsch, das bloße Schwert schlagbereit in der Hand. Er gelangte in das Tal und an den See. Er fand auch alsbald die noch frischen Spuren. Als er vom Boden aufsah, erblickte er plötzlich Kuveni vor sich, die wieder in königlicher Haltung unter dem Feigenbaum stand und ihm ihr Gesicht ruhigen Blicks zuwandte. Sogleich kam ihm der Gedanke, daß diese Frau an dem Verschwinden seines Mannes die Schuld tragen müsse. Aber er verbarg seinen Argwohn, näherte sich ihr gemessenen Schritts, verneigte sich und redete sie höflich an: „Hohe Frau, sahst du hier vielleicht einen meiner Leute?"

„Prinz", erwiderte sie und wies auf den See, „trinke zuerst von dem heiligen Wasser und bade im See, dann laß uns von deinem Soldaten sprechen."

Diese Worte brachten Vijaya die Gewißheit, daß nur die Frau den Späher beseitigt haben konnte. Woher wußte sie um seinen Rang? Er blickte in ihr seltsam schönes Gesicht, spürte mit einem Male das Merkwürdige und Geheimnisvolle der ganzen Umgebung, und der Gedanke zuckte in ihm auf: „Diese Frau ist kein menschliches Wesen; eine Yakkhini ist sie, eine Dämonin in Menschengestalt!" Mit blitzschnellem Griff packte er sie unversehens beim Haarschopf, zückte sein blankes Schwert und rief laut: „Teufelin! Gib mir meinen Mann wieder, oder ich töte dich!"

Indessen, Kuveni war keine Dämonin, sondern ein schwaches Weib. Zu Tode erschrocken sank sie unter dem eisernen Griff des starken Mannes in die Knie.

„Schone mein Leben, Herr!" flehte sie, „ich will dir deinen Soldaten wieder geben, — ich will dir mein Königreich überlassen und dir Frauendienst tun und jeden Dienst, den du willst."

Vor ihrem Blick löste sich die Furcht Vijayas. Er zweifelte nun nicht mehr daran, daß sie ein menschliches Wesen sei, wie er selbst es war, wenn auch von anderer Rasse. Sein Griff löste sich. Um jedoch jedem Verrat vorzubeugen, ließ er sie einen feierlichen Eid der Treue und Unterwerfung schwören. Kuveni schwur. Der Singhamann wurde in Freiheit gesetzt. Die Yakkhas bereiteten Vijaya einen glänzenden Empfang. Er erkannte bald, daß eine Vereinigung zwischen ihm und Kuveni für die Errichtung seiner Herrschaft über die Insel von großer Bedeutung sein könnte, denn die Yakkha waren der mächtigste Stamm auf Lanka. Und da er in seinem Herzen eine immer tiefere Zuneigung zu der schönen, jungen Fürstin faßte, so beschloß er, auch seinerseits feierlich Treue zu geloben, und er schwur, daß nur sie seine Gemahlin und Königin sein sollte. Dreifach bekräftigte er vor versammeltem Volk diesen Eid mit den Worten:

„Der Boden dieses schönen Landes Lanka soll hinweg geschwemmt werden durch das Meer; die Felder sollen zu Wüste und Dschungel werden; alle Nahrung und aller Samen sollen verderben, — wenn ich dir die Treue breche . . ."

*

Prinz Sahli.

„Hochbegabt war er und immer eifervoll bei jedem verdienstlichen Werke", so spricht die Chronik Mahavansa von Sahli, dem erstgeborenen Sohne des Singhalesenkönigs Dutugemunu. Er war in Reichtum und Glanz aufgewachsen, aber reinen Sinnes in seinem Herzen geblieben und voll tiefer Erkenntnis der Lehren des erleuchteten Gautama. — Und doch sollte er das Schmerzenskind seines Vaters werden.

Er hatte kaum das Jünglingsalter von 15 Jahren erreicht, als er eines Tages im Garten des väterlichen Palastes den Gesang eines Mädchens hörte. Es war ein Candala-Mädchen, das dort Asoko-Blumen für die königliche Tafel pflückte (Candala war die niedrigste Kaste). Der Klang der jungen Stimme und die seltsame Melodie, die er noch niemals im Kreise seiner Gespielen gehört hatte, zogen den Prinzen wunderbar an. Er ging dem Gesange nach und fand das Mädchen. Es war jung, noch nicht zwölf Jahre alt und sehr schön. Es erschien ihm als das lieblichste Wesen, das er bisher in seinem Leben gesehen hatte. Er sagte es ihr. Er bat sie, daß sie sich ihm schenken möge, und versprach ihr, sie zu seinem Weibe zu nehmen. Das Mädchen erschrak, denn sie erkannte den Königssohn. Aber als sie in seine Augen gesehen hatte, vergaß sie, wer er war. Bald wurde Sahlis Neigung zu dem Mädchen eine tiefe Liebe. Er ließ heimlich einen Priester kommen und machte sie zu seinem Weibe.

Indessen wurde diese seltsame Verbindung im Lande bekannt, und die Kunde drang auch bis zum König. Dutugemunu ließ Sahli vor sich kommen und befahl ihm, das Weib zu verstoßen. Er versammelte seine Großen um sich und ließ dem Prinzen durch seinen ersten Minister feierlich eröffnen, daß er der Thronfolge verlustig erklärt und aus der königlichen Kaste ausgestoßen werden würde, wenn er nicht die Verbindung mit dem Candala-Weibe löse. Doch Sahli erwiderte darauf vor versammeltem Hofe die berühmt gewordenen Worte: „Du armer König! Was kümmert mich dein kleines Königreich? Siehst du denn nicht, daß ich bereits größeren Lohn erhalten habe, als du mir jemals geben könntest, und daß die Liebe zu meinem Weibe ein größeres Königreich ist als die Herrschaft über das ganze Lanka?"

So geschah es, daß Prinz Sahli, der erstgeborne Sohn des großen Königs Dutugemunu, freimütig dem Thron entsagte und die Königskaste verließ, um der Liebe zu einem Candala-Mädchen willen. Er war der erste Singhalese aus königlicher Kaste, der das Blut der Candalas veredelte. Auf sie geht die Kaste der heutigen Rodiyas zurück.

Woher stammen die Namen?

James **Boycott** war ein englischer Kapitän, der um 1880 als Gutsverwalter lebte und von der irischen Landliga boykottiert wurde.

Der englische Oberst Thomas **Tank** Burnal war der Erfinder des Tanks.

Der englische Graf von **Sandwich** war ein so eifriger Spieler, daß er gern auf das Mittagessen verzichtete und sich geröstete Brotschnitten — die später nach ihm benannt wurden — an den Kartentisch bringen ließ.

Nach dem Berliner Hofrat **Kremser**, der im Jahre 1825 die ersten Ausflugwagen stellte, haben diese ihren Namen.

Die Gobelins haben ihren Namen von Jean **Gobelin**, dem Begründer der Pariser Wollweberei.

Mf.

Der Ozeanflieger als Dichter.

E. G. von Hünefeld, dessen Name als einer der „Bremen"=Flieger jetzt in aller Munde ist, ist auch als Dramatiker und Lyriker hervorgetreten. Aus seinem kürzlich im Verlage von G. A. v. Halem in Bremen erschienenen Gedichtband „Biblische Gestalten und Gesänge" veröffentlichen wir nachstehend ein für seine Eigenart bezeichnendes Gedicht:

Gott im Frühling.

Ein Frühlingstag. — Aus tausend Spiegeln bricht,
Die Linien bald verlängernd, bald verkürzend,
In blinder Eile jäh sich überstürzend,
Der Sonne Widerschein. — Es werde Licht!

Das Spiel der Farben, das im Wechsel dicht
Sich überschneidet, so den Alltag würzend
Mit seinem Grau in bunter Sattheit, flicht
Ein stilles Leuchten um dein Angesicht.

Du aber schaust mit mildem Blick hernieder
Auf all das Treiben, das — im Fieber fast —
Das Werden sucht, das du geboten hast.

Dein Auge streift es lächelnd hin und wieder
Und ruht sekundenlang — o süße Last! —
Auf dem und jenem, dessen Sehnen heiß
In des Geborenwerdens Melodie
Dich selbst und deiner Gottheit Schöpferkreis
Durch Glanz und Taumel zu erspähen weiß,
Und zwingt ihn sanft voll Ehrfurcht auf das Knie.



Bunte Chronik



* **Das japanische Muschelfest.** Japan, das in seinem gesellschaftlichen Leben streng auf die Wahrung des Klassenunterschiedes achtet, kennt im Frühling ein Volksfest, das allen Standesdünkel vergessen läßt und Arm und Reich vereinigt. Ende April eilt nämlich zwei Wochen lang jeden Morgen alles, was nicht beruflich in Tokio zurückgehalten wird, an die Mündung des Sumida und wartet auf die Zeit des niedrigsten Wasserstandes, der kurz vor Mittag eintritt. Tausende von Booten liegen seit Tagesanbruch in der Flußmündung und werden von der zurückweichenden Ebbe auf den Strand gesetzt. Dann sucht alles den nassen Sand nach Muscheln und Austern ab, die gleich an Ort und Stelle zubereitet werden. Der Ursprung und die Bedeutung des Muschelfestes ist heute unbekannt; man weiß nur, daß der Brauch seit Jahrhunderten gepflegt wird. Für die Wasserpolizei sind diese zwei Wochen die schwerste Zeit des Jahres, da sie auf die Unmenge von Leichtsinnigen zu achten hat, welche die Flut vergessen und sich plötzlich vom steigenden Wasser gefangen sehen. Eine wichtige Aufgabe der Polizei ist auch die Ausrufung der zu Dutzenden verloren gegangenen Kinder. Zum Fest strömt alles herbei, einerlei ob Arbeiter, Großindustrieller oder hoher Beamter. Selbst die japanische Kaiserin nahm als Prinzessin am Muschelfest teil wie jede andere Japanerin.

*

* **Von der Teufelsinsel nach Marokko.** Im Jahre 1922 wurde der französische Staatsangehörige Barbalozzi in Marokko zu zwanzigjähriger Verbannung nach der Teufelsinsel verurteilt. Er hatte, seinem eigenen Geständnis zufolge, einen Unteroffizier, der dreieinhalb Millionen Frank besaß, ermordet, war jedoch um den Lohn seiner Tat gekommen, da seine Helfershelfer sich mit der Beute aus dem Staube machten. Allerdings glaubte die Polizei ihm dies nicht, sie war vielmehr der Meinung, Barbalozzi habe das Geld irgendwo verborgen. Trotz sorgfältiger Nachforschungen wurde indessen keine Spur davon gefunden. Im vorigen Jahre gelang es dem Verbannten, von der Teufelsinsel zu entweichen. Man hörte nichts mehr von ihm, so daß allgemein angenommen wurde, er sei wie so viele flüchtige Sträflinge, bei seinem Fluchtversuche umgekommen. — Vor kurzem aber nahm die Polizei zu Tetuan in Marokko einen obdachlosen Franzosen wegen versuchten Diebstahls fest. Bei der näheren Nachprüfung seiner Persönlichkeit stellte sich durch Vergleich der Fingerabdrücke heraus, daß es sich um den totgeglaubten Barbalozzi handelte, der sich nach Marokko durchgeschlagen hatte. Was mochte ihn dazu veranlaßt haben? Die Polizei glaubt, daß Barbalozzi die vor Jahren vergrabenen Millionen an sich bringen wolle. Ob sie mit ihrer Vermutung recht hat, wird sie aus dem von neuem in ihre Hände Gefallenen, der wieder einem langen, qualvollen Aufenthalt in der Hölle der Teufelsinsel entgegensieht, schwerlich herausbringen.



Rätsel-Ecke



Rösselsprung.

		wie	weht	träumt	schmer		
zu	herrn	ein	zen	de	durch	sein	pfen
bannt	ein	o	die	wel=	lü=	in	die
des	gend	ge=	sie	dum=	lan=	dum=	da=
zer=	laßt	kraft	hauch	sten	kes	pfen	säumt
ihr	sollt	gen	de	zen	ad=	ihr	re
men=	reißt	die	ler	trä=	ban=	se	der
ihr	im	sim=	her=	und	ter=	eu=	auf
wie	schen=	sein	win=	son	wacht	wie	schla=

*

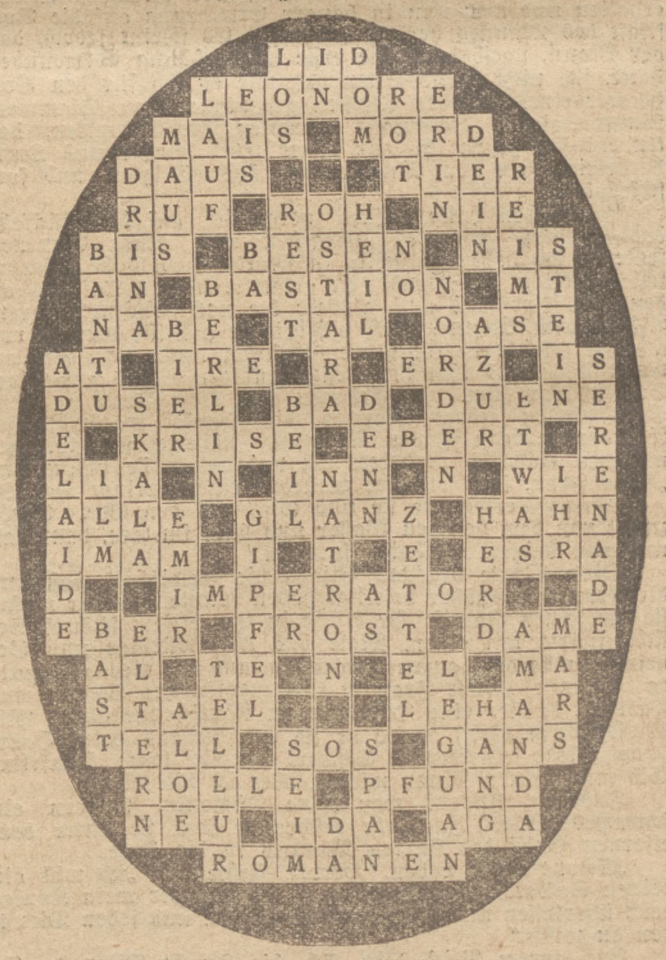
Scherz-Rätsel.

Griffs. . . . .

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 90.

Kreuzwort-Rätsel:



Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.